



Hans
Fallada

*Der
junge
Goedeschal*

Roman


atb



Hans Fallada

Der junge Goedeschal

Roman

 aufbau digital

Impressum

Textgrundlage dieser Ausgabe: Falladas Frühwerk in zwei Bänden, Band 1: Der junge Goedeschal / Anton und Gerda, hrsg. von Günter Caspar, Aufbau-Verlag Berlin und Weimar, 1993 (unter Berücksichtigung der Rechtschreibreform von 2006).

ISBN 978-3-8412-0468-4

Aufbau Digital,

veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, August 2012

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin

Bei Aufbau erstmals 1993 erschienen; Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Umschlaggestaltung Mediabureau Di Stefano, Berlin

unter Verwendung eines Motivs von ullstein bild - Heritage Images / The National Archives

Konvertierung Koch, Neff & Volckmar GmbH,

KN digital – die digitale Verlagsauslieferung, Stuttgart

www.aufbau-verlag.de

Menü

Buch lesen

Innentitel

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch

Informationen zum Autor

Impressum

Inhaltsübersicht

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

49

50

51

52

53

54

55

56

57

58

59

60

61

62

63

64

65

66

67

68

69

70

71

72

73

74

75

76

77

78

79

80

1

Wozu ärgern?, dachte Kai und warf das Heft, das sich rasch zublätterte, auf den Tisch zurück. All das ist Paukergeschwätz oder Seich, Neid. Die Eins gibt er mir – und dann sein Hohn? Warum?

Er warf sich in den Langstuhl, brannte eine Zigarette an. Den Rauch wolkig ausstoßend, dachte er weiter: Im Grunde hat er so unrecht nicht. Natürlich war der Aufsatz stark beeinflusst. Aber mir das so aufzutischen vor der ganzen Blase von Konpennälern: »Eine wackere Leistung, Goedeschal, wir haben Wilde gelesen. Gut nachempfunden« – darin lag die Gemeinheit!

Er stand unruhig auf und zerdrückte die Zigarette im Becher. Alles Einbohren, Erwägen half zu nichts, der Stachel blieb. Und es war umsonst, sich einreden zu wollen, dass diese zwei, drei Sätze von Tappert belanglos und zufällig gewesen seien. Eine geheime Feindschaft hatte aus ihnen geklungen.

Kai Goedeschal fuhr hoch. Mit den Fingern sein Haar strahlend, ein wenig Pose, sagte er halblaut: »Er hat mich demütigen wollen. Als er diesen Aufsatz las, den ich in einigen Nachtstunden glühend und zitternd schrieb, spürte er wohl die Auflehnung: ich, Obersekunda, ein Name mit einer grüngoldenen Schülermütze, verstattete ihm in etwas Einsicht, ohne zugleich zu bemerken: ›Das verdanke ich Ihnen.< Nein. Indem er meinen einsamen Wanderungen zuschaute, in denen nichts war als das Rascheln von Blättern, der Wind, irgendwo oben in Bäumen, manchmal ein weiter Blick oder der

Ton eines jener Jagdhörner, die Eichendorff so liebte, – fühlte er, wie stark ich ablehnte, was er, schwach, verfälscht, verwässert gelehrt. Hier war Revolution, Neuland, Eigenes. Gab er mir uneingeschränkt die Eins, erkannte er diese Auflehnung an. So schrie er: ich kenn das auch! Wie des Swinegels Fru: ick bin all do! – Nachempfunden! Wer hat ihn mehr, wer fühlt ihn tiefer: Tappert oder Goedeschal? Es ist und bleibt eine Schweinerei, dass es immer nur heißt: Lehrer – Schüler, nie: Mensch – Mensch.«

Im Spiegel fing Kais Blick die Bewegung der Lippen, wie sie sich unter den letzten Worten auseinandertasteten, wölbten. Er beugte sich vor, Zittern stieg in ihm auf. Dieses beinahe dreieckige, gelbliche Gesicht, von vier, fünf eintönigen Linien umzogen, war entfärbt durch die Glut eines breiten, seltsam dem Zittern von Libellenflügeln gleichenden Mundes. Aufgebogen, fleischig aus den Innerlichkeiten des Leibes mündend, mit einem fast blutendem Rot, dessen Struktur an rohes, hautloses Fleisch mahnte, bildete er einen Gegensatz zu der noch unbeschriebenen Leere der Gesichtsflächen, zu dem verschwimmenden, unsicheren Blick der Augen, einen Gegensatz, den Kai dunkel fühlte. Ein plötzlicher Impuls, den er erst in seinem Bewusstsein merkte, als er ihm schon gefolgt, ließ ihn den Zeigefinger der Hand heben und deutend auf diese Lippen weisen. So stand er sich selbst gegenüber, den eigenen Blick meidend, in die Betrachtung seines Mundes versunken, der, eine phantastische Blüte, auf der Spitze seines Fingernagels zu tanzen schien, blieb stehen, hob dann die Augen, begegnete einem Blick, der fremd und undurchdringlich war, lachte mit einem Achselzucken verlegen auf und trat eilig vom Spiegel fort.

Im Stuhle sitzend, das Gesicht in den Händen vergraben, während die Finger in den Haaren wühlten, musste er unvermittelt an seine Berliner

Schulzeit denken, nun drei, vier Jahre zurück. Wieder sah er sich, Untertertianer, verschüchtert, scheu, kraftlos, ohne Gegenwehr, zitternd in der griechischen Stunde aufstehen, vortreten, irgendetwas deklinierend, was er eben noch gewusst und schon völlig vergessen hatte, stotternd, fehlerhaft, ohne jede Möglichkeit, seine Aufmerksamkeit der Arbeit zuzuwenden und die Bruchstücke des Gewussten wiederzufinden. Denn da waren die Augen der andern, immerzu hingen sie an ihm, warteten, der Blick des Lehrers, den er seitlich in seinen Schläfen, brennend in den Augenhöhlen fühlte, wartete, er selbst, auch er wartete, bis dann das Schluchzen kam, die Tränen, die lieben Tränen, jede griechische Stunde, bei jeder Frage.

Er weiß, dass Wetten auf ihn abgeschlossen werden, vor der Stunde drängen sie ihn: »Goedeschal, nur heute einmal halte dich. Tu ihm nicht den Gefallen.« Aber dann wieder, wenn er vorn steht, erhöht, allein, belauert von allen, dann spürt er dunkel die Machtlosigkeit allen Wehrens, er tut nichts dazu, ganz von selbst schon steigt es in ihm empor, in seiner Kehle verfängt es sich, seine Finger beben, und nun ist es da, und schon im Weinen seltsam erleichtert, denkt er: Es ist wieder da!

Kai Goedeschal fuhr hoch. »Kann ich nie vergessen? Ich will nichts mehr von jenem Berliner Kai wissen. Warum schmerzt das noch so frisch? Nein, ich würde heut nicht mehr weinen. Vielleicht anders, anders und doch das Gleiche.«

In ruhelosem Auf und Nieder suchte er vergebens die Quelle zu finden, aus der diese Gedanken strömten. Brennend wie einst glühten die Augen, verzweifelnd wie früher floh er die Spottreden der andern, die seine geflickten Hosen verachteten. Der gefüllte Schulhof, die Glocke inmitten, – kein Fleck, wo Ruhe war. Aus den Gängen durch den Zuruf des Lehrers verjagt, stand er

wieder draußen, zitternd, bemerkt zu werden, schon bemerkt, schon verhöhnt.

Er riss sich herum. Dem Spiegel näher tretend, ging er in seinem Gesicht jener Spur nach, die ihn zum noch nicht Vergessenen geführt hatte. Er fand sie nicht, er fand nicht den schmerzlichen Widerspruch, der zwischen der Erblühtheit eines fleischigen Mundes und dem trübe Farblosen stets fliehender Augen bestand. Er zuckte die Achseln.

»Wozu noch daran denken! Ich will nicht. Dort die Bäume. Straßen. Menschen. Fenster. So vieles andere zu bedenken.«

Sein Blick erfasste das Heft. »Ja so, der Aufsatz.« Er blätterte. Aber nun, da er diese Zeilen las, die schon durch ihre Farbe strafenden, roten Randbemerkungen des Lehrers überflog, schien all dies bereits verstaubt, lang vorbei. »Immerhin habe ich die Eins. Wieder einmal der Beste. Man kommt voran.«

2

Es klopfte. Arne Schütt trat herein, groß, ausgewachsen, massig geformt, und ging zum Langstuhl, in den er sich warf. Dann, während er eine Zigarette anbrannte: »Servus, Kai. Was machst du?«

»Sieh da, Arne. Ich simuliere, wie unser gemeinschaftlicher Freund Biedermann sagen würde, über die Unzulänglichkeit des Lebens.«

»Und?« Da Kai schwieg: »Wieso? Warum? Weshalb?«

»Ach nichts, ich habe mich über Tappert geärgert.«

»Nanu? Er lobte dich über den grünen Klee.«

»Das ist's ja grade. Du hast natürlich wie immer nicht aufgepasst.«

»Bitte. Bitte.« Arne warf sein Gesicht vor, bewegte die Hände salbungsvoll durch die Luft und imitierte verzerrt und faul: »Eine wackere Leistung, Goedeschal. Trefflich nachempfunden. Was denn?«

»Du hast es gehört und fragst, warum ich mich ärgere?«

»Hauptsache ist die Eins.«

»Die Eins ist belanglos, wenigstens für mich. Den Eltern, Paukern und so weiter ist sie natürlich die Hauptsache. Aber –« Kai blieb am Fenster stehen, trommelte gegen die Scheiben und überlegte, während er auf den von einem Schneeschauer überpeitschten Schmuckplatz sah, ob er nicht doch lieber schweigen sollte. Aber die Lust zu sprechen war größer als die kleine, im Hintergrund liegende Hemmung. »Ich sagte vorhin: Unzulänglichkeit des Daseins, im Scherz. Nun wiederhole ich es ernsthaft.«

»Was hat das mit deinem Aufsatz zu tun?«

»Du wirst hören.« Kai schwieg. Er dachte nach, vieles drängte. Um den Worten mehr Gewicht zu geben, bildete er – unbewusst – am Munde zwei Falten, die er dann doch gleich als romanhaft markant ärgerlich mit der flachen Hand fortstrich. Er spürte auf den Lippen einen tauben Reiz und sagte nun hastig: »Hast du’s nicht schon gefühlt, morgens beim Aufstehen, dass alles so trostlos grau war? Schule, Schule, nicht abzusehen, immer Schule, Arbeiten, Pauker, dann die Eltern, nichts, nichts. Alles war schon da, alles so alt, so reizlos. Du besinnst dich, du überlegst, was zu hoffen sei, was Neues. Du findest nichts. Am Ende scheint es dir so sinnlos, dich überhaupt anzuziehen, wozu? Lebst du denn? Was ist das? Eine Maschine, die rattert. Immer den gleichen Gang. Du fasst die Stühle an, siehst dich im Spiegel – alles war schon da, wird so immer da sein. Und während du dann am Fenster stehst, überkommt es dich plötzlich. Deine Handgelenke brennen. Von oben möchtest du sie in das spitze, splitternde Glas hineinschlagen, in die Pulsadern, so, so – nur damit du fühlst, am roten Strömen deines Blutes fühlst: du lebst, lebst, lebst.«

Arne machte eine Bewegung, Kai rief hastig: »Nein, jetzt nicht!« Er ging schnell auf und ab; dann ruhiger: »Mehr: oder dann, abends, im Einschlafen, wenn ich träume, ist es, als ob ein Schleier fällt und noch einer und wieder einer. Ich stehe auf den Zehen, dränge mich an die Luft, schmiege mich in sie hinein, näher, näher, ich zittere. In den Fingerspitzen bebt schon die Nähe wärmerer Ströme. Aber dann – dann ist ein Widerstand da, nichts von außen, in mir – nein, nein, auch nicht in mir, – – – ein Widerstand, und grenzenlos enttäuscht sehe ich nichts als Schleier, Nebel, Nebel.«

»Das verschleierte Bild von Sais, mein Lieber, das haben wir alle gefühlt.«

»Wie falsch, oh, wie falsch, was du sagst. Hat's dich nie überrascht, wenn du etwas redetest, ganz plötzlich, sehr heiß: dies hast du doch nicht gesagt? Eben sprach doch etwas aus dir? – Oder – du liegst im Bett, und dann merkst du ein warmes Quellen in der Nähe, du ahnst die Wärme eines andern Körpers, und du duckst dich ganz hinein in dich, du wirst ganz klein, nur noch Kern, und deine Nervenspitzen stecken voll Warten in der Dunkelheit, und du wartest, du atmest nicht, warten, warten ... jetzt! Jetzt kommt es! – Du wirfst die gespreizten Hände in die Luft – – nichts! nichts! Es war wieder nichts!«

Stille. Auf dem Gang draußen Schritte, die näherkamen, an der Tür zögerten und weiter verhallten. Eine Tür klappte. Arne warf von der Seite einen raschen Blick auf den Freund und sah verlegen fort.

»Aber das alles ist nicht das Schlimmste. Es gibt anderes. Grauenhaftes. Hast du schon einmal die Augen der Leute angesehen? Auf der Straße? Alle Augen sind gestorben, sind tot. Es ist, als seien Häutchen über sie gewachsen. Manchmal sehe ich mich voll Angst im Spiegel an, voll elender Angst, auch meine Augen könnten schon so sein. Dass ich falsch sehe, falsch sehen muss. Nicht mehr das Leben sehen kann. Und das ist es ja: es muss ja doch kommen, muss doch. Das nun, das ist Fratzerei, Verzerrung, Tod. Und da, im Warten baut man sich etwas, ein Stück Land, ein Fleckchen Garten, das einem selbst gehört, in dem man zu Haus ist, das sagt: du lebst, du bist du.«

Arne sagte, unüberzeugt: »Ich verstehe. So dein Aufsatz.«

Kai schwieg, dann wieder stiller: »Als ich schrieb, wanderte ich draußen in der Einsamkeit auf der Suche. Ich stürmte alle Hügel hinan, zu meinen Füßen raschelte das gepantherte Laub des Ahorn. Meine Einsamkeit flog

oben am Himmel über mir als Habicht. Ich war es, mein näheres Leben weinte, als ich mein Haupt zwischen Gundermann und Schafgarbe am staubigen Grabenrand schluchzen ließ. Ich schämte mich, als ich den Aufsatz abgab. Nachts zitterte ich, dass hier ein wenig Wahrheit, die ich nie bei andern fand, offen an den Tag trat. Sah ich sein blasses Gesicht mit dem spitz verschnittenen Bart über die Arbeit gebeugt, presste ich meine Hände zusammen, um nicht aufzuschreien. Dann gab er sie zurück. Es zuckte in seinen Mundwinkeln, als er mich ansah. Ich hätte ihn erschlagen mögen, weil er wusste, es wusste.«

Er lehnte den Kopf an die Scheiben, er schwieg. Draußen trieb der Ostwind noch immer in schrägen Strichen Millionen Schneeflocken dem Boden zu. Kai folgte einem Kristall, bis es irgendwo im Strudel verschwand, seufzte auf und wandte sich wieder zu Arne, der sprach: »Und was nennst du jenes Leben, auf das du so wartest?«

Kai sagte still: »Ich weiß es nicht.«

»Im Grunde möchtest du nur raus, möchtest du nur was anderes. Dieses hier langweilt dich, das ist alles.«

»Etwas anderes, ja«, wiederholte Kai.

Nun war Arne im Fluss. »Ich will dir etwas sagen: du lebst zu allein. Ich weiß schon, die andern sind alle Proleten, mit denen komme ich dir auch gar nicht erst. Aber das: du hast dies Pech gehabt mit deiner Krankheit, grade als die Tanzstunde anfing. Wärest du mit dabei, würdest du nicht so reden.«

Kai lächelte. »Mag sein.«

»Nein, du brauchst nicht zu lachen, ich meine natürlich nicht das Tanzen, aber die jungen Mädels. So bist du zu allein. Du musst dich verlieben.«

»Geht das so auf Kommando?«

»Du weißt nicht, wie schön das ist, Kai.«

»Du hast gut reden. Wie soll ich das tun? Ich kann nicht zum nächsten jungen Mädchen auf der Straße sagen: ›Mein gnädiges Fräulein, ich liebe Sie!‹«

»Natürlich nicht. Aber komm mit in die Tanzstunde. Ich führe dich als Gast ein. Heute haben wir großen Schlussball. Vielleicht, dass du jemand findest.«

Und, als Kai schwieg: »Fräulein Reiser, meine Dame, hat eine Freundin, die dir gefallen würde.«

»Wie heißt sie?«

»Ilse Lorenz.«

»Ilse Lorenz? Ist das nicht die Flamme von Klotzsch? Ich habe so etwas gehört.«

»Ach, das ist einseitig. Versuch dein Glück.«

»Es ist verrückt.«

»Gerade darum.«

»Und schon heute Abend?«

»Ja, mach schnell. Du isst dann bei mir, und wir gehen zusammen hin.«

»Muss ich mich umziehen?«

»Besser schon.«

Während Arne in einem Buch blätterte und Kai sich umzog, dachte der: »Also das ist es: sich verlieben. Das ist die Arznei, die helfen soll. Du lieber Gott!«

Aber dann, als sie die gewundene, dunkle Treppe zur Diele hinabtasteten, stieg eine Angst in ihm hoch. »Was tue ich? Fliehe ich vor mir? Ja, ich sehne mich nach Wärme, aber kann die von außen kommen? Ach – vielleicht

überhaupt nicht von außen, überhaupt nicht von andern. Vielleicht liegt es an mir.«

Er atmete hastig. Er flüsterte: »Arne, nein, ich kann nicht, sei nicht böse.«

Der fasste ihn am Arm. »Du hast Lampenfieber. Das vergeht schon.«

Es liegt am Leben, es liegt an den andern, dachte Kai.

3

Auf dem Vorplatz glühte trüb flackernd die missvergnügte Flamme des Sparbrenners. Die aufleuchtende Helligkeit des Glühstrumpfes machte die beiden zwinkern. Im großen Spiegel erschienen ihre Gesichter fremd und weiß wie die von heimlichen Verschwörern.

Aus dem Zimmer des Vaters klang Klavierspiel.

»Zieh dich immer an, Arne, du brauchst gar nicht erst hereinzukommen, das dauert dann wieder so lange.«

Als Kai die Tür öffnete, schlug ihm eine warme, von Pfeifenknaster durchduftete Luft entgegen. Im Einatmen empfand er eine Feindschaft gegen diese Lauheit, gegen dieses eingezäunte Daheimsein der Eltern, von dem er ausgeschlossen war, oben in seinem Zimmer, das nicht sein war, in dem er zu Gast wohnte. Hier waren die beiden zusammen, hier sprachen sie von Dingen, an denen teilzuhaben für ihn nicht zulässig war. Hier war Einheit, Nichts-Wünschen, Die-Welt-nicht-Brauchen, Zusammensein; dort oben Sehnen, Fortwollen, Schluchzen, Weinen, Begehren. Weiter vortretend grübelte er tief unten in sich: »Sie haben zu bestimmen, und doch ist uns nichts gemeinsam.«

Seine Mutter lag auf dem Sofa, stark, mit etwas hilflosen Zügen, und schrieb auf den angezogenen Oberschenkeln mit sorgenvollem Gesicht einen Brief. Der Vater am Flügel unterbrach sein Spiel nicht, sondern warf nur mit einer kleinen Kopfdrehung einen abwartenden Blick auf Kai.

»Ich bin nicht zum Abendessen da. Arne hat mich eingeladen. Wir wollen Mathematik arbeiten.«

»Komm nicht zu spät wieder, Junge, dass du morgen aus dem Bett findest. Gute Nacht.«

»Gute Nacht.« Die Tür klappte, er löschte das Licht und folgte Arne, der lautlos gewartet hatte, auf die Straße.

Es hatte aufgehört zu schneien. Ein eisiger Wind fegte die Häuserfluchten herab. In seinem Zuge klapperten die Gaslaternen. Der zertretene, kotig zerrinnende Schnee heftete sich schleimig an die Schuhe. Die Freunde hängten sich ineinander ein.

»Ist es dir nicht manchmal unangenehm, so schwindeln zu müssen?«

»Das schon. Aber was soll ich tun? Sie wollen es ja nicht anders.«

»Dabei sind deine alten Herrschaften noch ganz vernünftig. Meine erst! Auf dringenden Antrag geben sie mir jetzt fünfzig Pfennig Taschengeld in der Woche. Was ich damit tu!«

»Manchmal ekelt das einen alles an. Diese Heimlichkeiten, dieses Lügen. Immer ein schlechtes Gewissen. Aber es muss ja sein. Was haben wir heut Abend vor? Eine Harmlosigkeit. Sie hätten's verboten. Sie verstehen uns nicht.«

»Sie wollen nur nicht. Ich rechnete meinem alten Herrn vor, was ich brauchte. Er sagte nur: ›Ich hab in deinem Alter durch Stundengeben schon selbst verdienen müssen.‹ Nu ja.«

Sie schwiegen und gingen raschen Schrittes die halbdunkle Straße hinunter, beinahe getröstet von dem Gefühl des Schritthaltens, des Einsseins im Gehen. Und doch hatte dieser Rhythmus etwas überredend Wehmütiges, in dem Kai tief und tiefer verschwamm. Die breiten Stämme der Platanen

mit ihren trüben, grau verwaschenen Flecken stimmten ihn traurig. Ihre namenlos fremde Gebärde, dieses In-Steinen-Verwurzeltsein schien ihm doch ein wenig Verwandtschaft. Auch ihrem Erleben blieben die Dinge des täglichen Seins fremd. Ohne Vorbedingung, durch Zufall hier eingepflanzt gilbten ihre Blätter sommers wohl rasch in der immer wieder zurückgestrahlten Juliglut der Straßen. Wohl wurde ihre Rinde abgeschauert von den Schultern Vorübergehender, aber all dieses Äußerliche konnte den Kern ihres Wesens nicht streifen. Ihre trübe in die Luft gesteckten Zweige waren voll Vorbehalt wie an jenem ersten Tage, da sie aus den Baumschulen hierherkamen. Mochten unter ihren breiten Zweigen die rasselnden Züge der elektrischen Bahnen brausen, mochten sich beim Dunklerwerden Paare von Liebenden in ihren Schatten schmiegen – sie unterwarfen sich nicht diesen Täuschungen. Ihre nackten Zweige sprachen wie am ersten Tage von dem Bestehen eines wahreren Lebens. Sie sehnten sich. In ihrem Splintholz sang steigender Saft im Frühling von den Wiesenschaum überwogten Weiden, über die schwarzbuntes Vieh wandelnd des Mittags in ihren Schatten dringen würde.

Halb hingegeben, brüderlich streichelten Kais Finger die glatte Schale tröstlichen Seins, das eine Bejahung seiner Sehnsucht war. Aber sie zuckten beschämt zurück. Wieder einmal überfiel ihn die tödliche Angst, seine Gefühle zu verfälschen, unwahr zu machen, dadurch, dass er ihnen nach außen Geltung verschaffte. Die streichelnde Hand – sie war nur ein verlogenes, widerliches Zerrbild dessen, was er wahrhaft gefühlt. Dass er diesem Impuls zu rasch gefolgt war, das hatte sein wahres Gefühl verzerrt. Nein, nicht nach außen durften die Gedanken treiben. In ihm, tief drin mussten sie wachsen wie Blumen. Man durfte das keimende Samenkorn

nicht beachten. Wolken mussten darüber hinwandern, Sonne scheinen, eines Tages aufblühend war es vielleicht stark genug, das Äußere zu ertragen.

»Du, Kai«, sagte Arne.

»Ja, du?«

»Was meintest du eigentlich mit Jungfräulichkeit?«

»Wieso?«

»Ich erinnere mich, du hattest in der Einleitung zu deinem Aufsatz irgendetwas von ›jungfräulichem Berg‹ oder so geschrieben. Was meintest du damit?«

»Ach so«, sagte Kai und schwieg einen Augenblick. Ganz recht, das konnte stimmen. Er hatte die Einleitung irgendwo abgeschrieben. Komisch, dass Arne noch daran dachte. »Weißt du, ich habe mir eigentlich nichts Besonderes dabei gedacht.«

»Na, irgendetwas musst du doch damit meinen. Jungfräulicher Berg!«

»Ja, was denn? Jungfräulichkeit, was soll das sein? Reinheit, Unberührtheit oder so.«

»Das ist doch eine tolle Schweinerei!«, sagte Arne.

Kai fragte verständnislos: »Wieso?«, dann schwiegen sie wieder.

Ihr Weg hatte sie in helle und belebte Straßenzüge geführt. Trotz des schlechten Wetters waren viele Leute draußen. Ihre Gesichter schienen seltsam aufgedunsen, Leichen gleich, die im Wasser gelegen hatten, und alle mit einem, nur einem einzigen Ausdruck, den sie mit einer verbissenen Störrigkeit festhielten. Aber auch zwischen ihnen meinte Kai brüderlich Verwandte, nahe Freunde zu entdecken, die wie er verzweifelt und rastlos »suchten«. Was? – Das Leben, eben jenes Leben, wie es sich ihre Verzweiflung wärmer, Haut an Haut träumte. Ihre Augen, müde von vielem

Umherschauen, gereizt von zahllosen, ungeweinten Tränen, erleuchtete immer von neuem ein anderer Ausblick ihrer alten Hoffnung. Ihre Lippen schienen Gebete zu murmeln zu einem Herrn, der sie nicht erhören würde. Die Bewegungen ihrer stets mageren Hände waren zwecklos und seltsam wie phantastische Blüten, die man im Traum sieht. Aber Kai merkte es wohl: jene Weiber mit den dunklen Schatten unter den Augen, die eine wehmütige Rücknahme der Versprechen waren, die Haut und Lippen gaben, sie hatten keinen Blick für diese Suchenden. Vielleicht sehnten auch sie sich. Es musste süß sein, so verachtet zu werden wie sie und sich dann sehnen zu dürfen. Wäre er eine von ihnen, er würde die Blicke der Einsamen im Netz seiner Hingebung zu fangen wissen. Ja: dieses Eine: verachtet sein und verworfen, konnte einen vielleicht dazu bringen, ganz heiß zu lieben und geliebt zu werden.

Kai fuhr auf. Arne hatte begrüßt, mit einer übertriebenen Grandezza und einem Lächeln, das dieser Übertreibung Recht verleihen sollte. Zu spät natürlich griff Kai an seine bunte Pennälermütze. Im grellen Schein der elektrischen Lampen sah er noch ein weißes, reinliniges Profil mit tief gesenkten Wimpern, einen blassen Mund und über alledem ein wenig Schwermut ausgebreitet, wie es schien.

»Wer war denn das?«

»Ilse Lorenz«, flüsterte Arne aufgeregt.

Kai drehte sich um. Zwischen dem Gewühl sah er für einen Augenblick die eher kleine Figur des Mädchens, die breiten Hüften und den ruhigen, stillen Gang der sich Entfernenden. Ein Lächeln stieg in ihm hoch. Und während Arne auf ihn einsprach, dachte er: Das also ist sie! Wie abgeschlossen! Wie fern! Wie fremd!

4

Auf seinem Zimmer angelangt, sagte Arne: »Setz dich, ich zieh mich schnell um. Dort stehen Zigaretten.« Und während er die Jacke abwarf, fragte er: »Wie gefiel dir Fräulein Lorenz?«

»Gott, gefallen, Arne! Ich habe ihren Rücken gesehen!«

»Du musst natürlich vor allem versuchen, mit ihr in Berührung zu kommen. Heute ist der letzte Ball, das geht also nur einmal. Weißt du nichts anderes?«

»Ach, Arne, viel Lust habe ich überhaupt nicht.«

»Hast du Angst?«, fragte Arne und sah ihn gemacht spöttisch an.

»Angst, ach was! Aber was soll ich da? Was soll ich mit den Mädchen reden? Lass mich aus!«

»Nein, mein Junge, du kommst mit. Immer klagst du über Langeweile, aber du tust nur nichts dagegen.«

»Du sagst ja selbst, es wird nichts. Oder glaubst du, sie fliegt mir beim ersten Mal um den Hals?« Leiser danach: »So bin ich doch nicht.«

»Lass nur, ich finde schon etwas. Du musst natürlich mit Klotzsch und Lehmann, ihren Verehrern, fertig werden, aber das wird schon.«

»Wenn ich nun aber doch nicht mag!«

»Ich bitte dich, Kai!«

»Was hast du davon?«

»Ich kann das nicht ansehen, du verdummst ja in deinem Alleinsein. Du weißt ja von nichts. Von nichts hast du eine Ahnung.«

Arne sagte das in einem besonderen Ton, eine leichte Röte stieg in seine Wangen, und er sah rasch von Kai fort.

»Was meinst du?«, fragte der hastig, »von was habe ich keine Ahnung?«

Arne schwieg. »Nein, nun sprich«, wiederholte Kai.

»Ach, ich meinte nichts Besonderes. Du weißt eben nichts von der Welt, von den Menschen.« Dann langsamer: »Nichts von den jungen Mädchen.«

Kai zuckte mit den Achseln. »Ich weiß schon genug. Das alles ist doch ein Blödsinn, dieses Verlieben. Heiraten könnt ihr ja doch nicht.«

»Und warum nicht, bitte, lieber Kai?«

»Willst du dein Fräulein Reiser heiraten? Oder meinst du, ich mein Fräulein Lorenz? Da glaubst du selbst nicht daran.«

»Reden wir von etwas anderem«, sagte Arne, »du verstehst mich nicht oder willst mich nicht verstehen. Es geht doch wahrhaftig nicht ums Heiraten.«

»Sondern?«

»Ach was, jetzt lass die Sache in Frieden. Du kommst eben mit.«

»Meinethalben«, sagte Kai und dann, spöttisch: »Zum Heiraten.«

Sie schwiegen. Kai sah gedankenvoll über ein Dach fort in den dunkleren Himmel. Was er mit Arne geredet, hatte ihn kaum gestreift, tiefer drinnen saß jenes halb erschaute, helle Mädchenprofil, ihm dadurch nähergebracht, dass er noch heute Abend hingeneigt zu ihm sprechen würde. Heute Abend, noch heut Abend. Heute Abend etwas anderes, nicht diese selben Tische, Stühle, Teppiche, Schränke, Bücher, nicht die Gesichter der Eltern, sondern die erhellte Weite eines Tanzsaales. Er lächelte, aber sein Lächeln zerging, als er daran dachte, dass er würde sprechen müssen. Was sagen? Was tun? Er sah sich im Kreis der andern stehen: nun soll er reden, aber er schweigt, er

findet die Worte nicht, eine glühende Hitze steigt von den Füßen in ihm auf, flockiger Nebel durchzieht sein Gehirn, der die Worte sinnlos getrennt in der Luft hängen lässt, und dann ist nur ein Bild da, ein Bild: ihr stumpfes Profil, blass, weiß, mit den schmalen, kaum geröteten Lippen. Kai räuspert sich, er setzt an, er will sagen: »Arne, ich gehe nicht«, aber er schweigt. Denn so erschreckend dieses Gesicht dort in der Luft hängt, so süß ist doch auch sein Anblick. Nun, wenn er auch schweigt, er wird nahe sein, so nahe. Und dann ist das andere da, das Zuhause, das trübe Zimmer, der endlose Abend, mit tausend gleichen vorher, tausend gleichen danach, grau, abgegriffen, trostlos. Nein, nur das nicht, besser alles andere als dies. »Ich bin ja gar nicht anders wie die anderen. Ich bin nur schüchtern. Nur diesmal, weil es das erste Mal ist.«

Es klopfte. Werner Klotzsch trat herein. »Was, noch nicht fertig? Höchste Eisenbahn!«

»N'Abend, Klotzsch, immer langsam voran, wir kommen noch Zeit satt.«

Klotzsch trat zum Schreibtisch, stöberte in den Büchern. »Noch nicht Homer präpariert?«

»Brauchen wir gar nicht«, sagte Arne, »morgen schreiben wir vier Stunden Mathematik. Vorher Sallust. Also?«

»Hab ich gar nicht dran gedacht.«

»Ein schlimmer Tag für euch beide«, meinte Arne.

»Ich bin fein raus«, lächelte Klotzsch überlegen, »Lehmann gibt mir die Lösungen.«

»Lehmann? Ausgerechnet Lehmann«, fragte Arne, »dein Nebenbuhler? Wie das?«

»Ich hab ihm einen Tanz mit Fräulein Lorenz dafür abgetreten.«

Kai und Arne lachten, endlos und ein wenig übertrieben. »Du bist gut«, rief Arne.

»Das grenzt an Mädchenhandel«, sagte Kai und zog seinen Mund überlegen breit.

»Findet ihr es schlimm?« Klotzsch wurde ängstlich.

»Nein, nein, nur genial.«

»Ob ich es rückgängig mache?«

»Um Gottes willen! Lass es so, was soll wohl aus deiner Mathematikarbeit werden? Ich habe schon Kai auf dem Hals.«

Kai fuhr hoch, sah Arne an. »Ich verlasse mich auf dich.«

»Darfst du, darfst du, um ein halb zwölf stecke ich dir die Resultate zu.«

Entschuldigend sagte Kai: »Es ist zu dumm, dass ich in Mathematik so minderbegabt bin, aber ich kann mir die größte Mühe geben, ich kapiere nichts. Und noch eine Fünf geht wegen der Versetzung nicht.«

»Ich helfe dir ja schon«, wiederholte Arne. Eine Weile schwiegen sie, dann fragte Arne wieder: »Sag einmal, Klotzsch, wer steht eigentlich mit Fräulein Lorenz besser, du oder Lehmann?«

»Nun ich, selbstverständlich.«

»Ich finde das gar nicht so selbstverständlich.«

»Nun, ich bin doch oft mit ihr im Wandervogel zusammen. Wir nennen uns doch auch du und so.«

Arne warf auf Kai einen Blick, aber der schwieg, und so sagte denn Arne mit viel Bedeutung: »Bist du nun eigentlich auch schon im Wandervogel, Kai?«

Kai fuhr auf. »Ich? Wieso? Ach so, ja natürlich. Hast du mich nun endlich angemeldet, Klotzsch?«

»Ich dich? Aber nein!«

»Wie oft soll ich dich denn noch bitten?«

»Du in den Wandervogel? Nie hast du auch nur ein Wort davon gesagt!

Nur geschimpft hast du drauf.«

Arne griff ein. »Ich selber bin dabei gewesen, wie dich Kai auf dem Hof darum bat.«

Klotzsch sah zweifelnd von einem zum anderen. »Sollte ich das überhört haben?«

»Aber natürlich.«

Kai fragte: »Willst du es nun erledigen oder nicht?«

»Ja, aber gewiss doch. Nur verstehe ich nicht ...«

»Gott, ich will einmal sehen, was ihr treibt. Aber bald, ja?«

»Selbstverständlich. Gleich morgen.«

Dann zum Essen. Arne und Kai das Gesicht leicht gerötet vom Widerschein eines Triumphes, den sie verschwiegen und schlau über ihren Gefährten errungen hatten und der ihnen der Vorläufer weiterer Intrigen zu sein schien.

5

Gleich am Eingang des Saals verlor Kai seine Freunde. Zu spät gekommen, hatten sie ihn sofort verlassen, um ihre Damen zu suchen. An eine Säule gelehnt sah Kai ihnen nach, verlor sie aus den Augen, und nun war nichts mehr da als die flatternden weißen und bunten Mullkleider der Mädchen. Eben begann der Klavierspieler einen Walzer, und wie sie dort am Arme ihrer Tänzer dahinflogen, schienen sie Kai fremde, rätselhafte Blumen, denen er nie nahkommen würde. Vergebens suchte er ihre Gesichter zu erraten, diese Gesichter aus Weiß, Rosa und Rot mit den immer anderen Strichen der Augenbrauen, er kam ihnen nicht näher. Sie schienen einer fremden Gattung anzugehören, die Nase schloss wie ein aufgesetztes Gewicht nicht zu entdeckende Heimlichkeiten in die Rundung des Kopfes ein. Kai fragte sich, ob auch diese wirklich »Menschen« seien, und irgendwie unruhig und bedrückt entschied er, dass sie in nichts den Bekannten und Freunden gleichgestellt werden könnten, sondern unverwandt wie Tiere oder Bäume seinen Blicken die undurchdringliche Starrheit ihres Andersseins entgegenhielten.

Er seufzte, abwehrend tasteten seine Hände zur Höhe des Gesichtes empor, fielen herab, aber diese Bewegung schon brachte ihm Erleichterung, und nun suchte er Näheres unter den Tanzenden und fand Klotzsch. War das Ilse? Nein, sie war es nicht, irgendjemand anderes, etwas Stummes, das nicht zu ihm sprach mit einem matten Profil und einem seltsam unbewussten Schwingen der Hüften. Werner lächelte, lachte, redete, er gehörte dieser